

Johannes Schreiter - vor und hinter den Kulissen

(Dieser Vortrag, teilweise ergänzt und der jeweiligen Situation Rechnung tragend, wurde im Art Center Napa, in Banff, im Kunstmuseum von Edmonton, in San Diego, im Mönchehaus-Museum für moderne Kunst in Goslar, an den Kunstakademien in München und Stuttgart, in Münster, Berlin, zum World Glass Congress in Reno und an der Universität Heidelberg gehalten. Publiziert in: Gercke / Volp, Bd. II, 1997, S. 158-171)

Ich möchte an den Anfang meiner Vorlesung eine alte chinesische Weisheit stellen. Sie lautet: „Es ist besser, ein Licht anzuzünden, als auf die Dunkelheit zu schimpfen.“ Vielleicht gelingt es mir, mit dem, was ich gleich sage, ein wenig von der allenthalben überhand nehmenden Dunkelheit weg zu leuchten und Flämmchen weiterzugeben. An *Ihnen* ist es, diese Flämmchen nicht ausgehen zu lassen. Das Licht-Anzünden hat aber ohne Frage auch eine ganze Menge mit meinem Metier, der Glasmalerei, zu tun.

Liebe Studenten, verehrte Kollegen und Gäste!

Eine junge Künstlerin aus Neuseeland schrieb mir vor nicht allzulanger Zeit einen rundum begeisterten Brief zu dem letzten Buch über meine Glasfenster. Aber - und das schrieb sie bedauernd - der *Mensch* Schreiter käme darin zu wenig zur Geltung, und gerade über ihn hätte sie gerne mehr erfahren. Da ähnliche Äußerungen schon mehrfach an mich herangetragen wurden, habe ich mich kurzerhand entschlossen, das heute auch hier einmal zu berücksichtigen. Weshalb sollte man schließlich geheim halten, auf welchem Mist sozusagen das *Œuvre* eines Malers gewachsen ist? - Ich werde Sie darum nicht nur mit neueren Fensterprojekten, wie z.B. dem von Porz, Mannheim oder Goslar und mit mehr oder weniger aktuellem Stoff aus unserem Fachgebiet traktieren, sondern auch mit dem, was meinen Collagen und Glasfenstern vielleicht nicht so auf Anhieb anzusehen ist. Voraussetzung dafür ist natürlich der Einblick in meine Gedankenwelt, in entscheidende, existentielle Erlebnisse und nicht zuletzt auch in das, was mir Freude macht und mich wieder für neue Wegstrecken auftankt.

Und weil ich zum Glück ein Mensch bin, der viel von Humor hält, wird es sicher hin und wieder auch etwas zum Schmunzeln geben. Einiges jedoch, was ich von dem *Menschen* Schreiter zu berichten habe, verlangt auch Ihre ganze Offenheit für philosophische, ästhetische und theologische Fragen: das macht mich nun einmal aus.

Es werden heute also auch *Überzeugungen* zur Sprache kommen, und ich kann nur hoffen, daß Sie insbesondere meine neuen Standpunkte und Erfahrungen in *Glaubensfragen* mehr mit dem Herzen, als mit dem Kopf registrieren. Schließlich geht es dabei nicht bloß um *irgendwie* Gültiges, sondern um *Endgültiges*. Schnell noch eine Randbemerkung zum Stichwort *Überzeugung*. Wenn jemand mit dem Herzen über die Wirklichkeit, der er sich selbst allerdings gestellt haben muß, nachdenkt, dann - aber auch nur

dann - kann es zu so etwas Ähnlichem wie Überzeugungen kommen, und das ist in jedem Fall mehr als angelesenes Wissen, egal, ob es von einem Wissenschaftler oder nur von einem Laien stammt. In diesem Zusammenhang verdient ein Gedanke aus Wittgensteins Tractatus logico-philosophicus unsere besondere Aufmerksamkeit. Wittgenstein schreibt dort sinngemäß, daß selbst dann, wenn alle möglichen wissenschaftlichen Fragen beantwortet wären, unsere eigentlichen Lebensprobleme noch nicht einmal berührt sind.

Wittgenstein will damit sagen: Es ist ausgerechnet die weit überschätzte Wissenschaft, die leider nichts anderes als Wissen schafft, mehr aber auch nicht. Unser geheimnisvoller Durst wird jedenfalls durch *diese* Art von „Flüssigkeiten“, mitunter auch Überflüssigkeiten, nicht gestillt. Natürlich sind wir alle - wenigstens bis zu einem gewissen Grad - darauf angewiesen, uns auf das Wissen anderer einfach verlassen zu *müssen*. *Wo* kämen wir schließlich hin, wenn jeder selbst nachprüfen wollte, ob es den Nordpol nun tatsächlich gibt oder nicht. - Aber da, wo es um Kopf und Kragen geht - ich denke jetzt einmal vorrangig an die Zukunft *nach* unserem irdischen Auftritt - und der ist ja lausig kurz -, sollte man mit *übernommenem* Wissen vorsichtig sein. Mehr denn je wird uns nämlich Futter vorgesetzt, das mit echtem Wissen aber auch nicht mehr das Geringste zu tun hat. Was wir da schlucken sollen, sind vielfach nur *Lehrmeinungen*, d.h. wissenschaftlich aufgedonnerte Ideologien. (Dabei muss ich unwillkürlich an die Verfechter der Evolutionstheorie denken.) - Wäre all unser Wissen verlässlicher, würde ein so integerer Philosoph wie Karl Popper das Wissen bestimmt nicht als „kritisches Raten“ bezeichnen. Wie auch immer: Ich weiß inzwischen aus eigener Erfahrung - 27 Jahre Unterricht an Kunsthochschulen reichen dafür wahrscheinlich aus - wie unentbehrlich, besonders für junge Leute, Menschen sind, die sich noch Überzeugungen leisten. Den *ganzen* Menschen will man wieder ins Blickfeld bekommen und nicht nur den unverbindlichen Denk-Akrobaten, der mit dem so genannten wertfreien Wissen sich und andere fahrlässig unterhält. Auf diesen *ganzen* Menschen, und was das überhaupt ist, werde ich später noch kurz eingehen. So, und nun erst einmal eine etwas präzisere Inhaltsübersicht von dem, was ich in der nächsten halben Stunde vor Ihnen ausbreiten will.

Verehrte Anwesende!

Meine gesamten künstlerischen Interessen - und ich möchte hier hauptsächlich die letzten 10 Jahre ins Auge fassen - könnten in sechs verschiedene Stränge gegliedert werden.

Das sind:

1. Die Zeichnung und ihre Physiognomie in *Glasfenstern*.
2. Vergrößerungen (z.B. von Brandflecken, Fingerabdrücken, Blutspuren, Pinseltupfen usw.).
3. Die Klammerform und ihre *serielle* Anwendung.

4. Neue Formen des Ornaments.
5. Der Wandel im Bereich Farbe und
6. Die Hinzuziehung von Schrift.

Nebenbei gesagt: was ich dort aufs Glas geschrieben habe, ist nicht nur an Politiker adressiert. Diese Fenster - auch von Touristen des Öfteren beäugt - befinden sich im Plenarsaal des Wiesbadener Rathauses. Für diejenigen, die Schwierigkeiten mit dem Entziffern von Handschriften haben, lese ich einmal kurz, was da steht.

Ganz oben:

„Die Statistik ist das Märchen der Vernunft.“ (M. Kessel)

Weiter unten dann, relativ zart:

„Jeder spricht Unsinn, es ist nur ein Unglück, wenn man es feierlich tut.“
(Montaigne)

Darunter dann:

„Was den Rednern an Tiefe mangelt, ersetzen sie durch Länge.“
(Montesquieu)

Und ganz unten schließlich:

„Apropos Redner: Donnern können viele - aber blitzen?“ (H. Kasper)

Außerdem werde ich heute etwas ausführlicher auf Fragen des Inhalts eingehen, denn anlässlich meiner Seminare und Workshops, ob nun in den USA, in Australien, England, Kanada oder Neuseeland, bin ich immer wieder danach gefragt worden, wie ich denn in *meinen* Arbeiten so mit den anstehenden Inhalten fertig würde und was man im allgemeinen zu berücksichtigen habe, wenn man sich auf dieses „Glatteis“ wagt.

Über Fragen zur Bewältigung von Inhalten habe ich mich stets gefreut, denn wenn sich jemand nach der künstlerischen Aufarbeitung von Bedeutungen ausstreckt, signalisiert das doch unmissverständlich, dass ihm das L'art pour l'art-Prinzip zumindest verdächtig geworden ist. Er gibt zu erkennen, dass er aus der rein *formalen* Problematik seines Metiers ausbrechen will und sich den weit dringlicheren Fragen des uns aufgegebenen Lebens stellen möchte. Tatsächlich verhalten sich Artefakte, die sich um das Verdauen jedweder existentieller Zumutung herumdrücken, indifferent und können bestenfalls unsere *ästhetische* Intelligenz (den so genannten Geschmack) ernähren. Sie müssen sich u. U. sogar als Kunstwerke in Frage stellen lassen. Mark Rothko hat das in einem knappen Satz festgehalten. Er sagte: „So etwas wie ein gutes Bild über nichts gibt es nicht.“

Übrigens - da mich die Botschaften von Rothkos Farbklängen schon immer sehr angerührt haben, widmete ich ihm im Laufe der vergangenen acht Jahre ein paar *Glasbilder*. Zwei davon will ich Ihnen zeigen. Was Ihnen daran sicher auffällt, ist die bei mir nicht gerade häufig auftretende Farbfülle

und der befreiende Zugriff zu eher unbedrückter und aufatmender Farbe. Auch an meinen Fenstern der katholischen Hochschulkapelle in Gießen (von 1988) wird dieses neue Durchatmen-Können der Farbe deutlich, vor allem jedoch in dem taufrischen Treppenhausfensterchen für ein Privathaus in Bleidenstadt. - Eine derartig zupackende Palette hätte ich mir 1980 noch nicht einmal im Traum vorstellen können. Ich muss Ihnen dazu jetzt doch einiges eröffnen, denn ohne das bliebe diese wirklich markante Veränderung in meiner Bildwelt vermutlich unverständlich.

Damit Ihnen der Unterschied plausibel wird, vorher schnell noch eine meiner Collagen aus den 60er Jahren. Sie ist für meine früheren Farbvorstellungen durchaus repräsentativ. Auch die *Fenster* schlossen sich gerne diesem Farbklima an.

1983 schließlich geschah völlig unvermutet etwas Einschneidendes. Ich war gerade sehr krank von einem Lehrauftrag aus Neuseeland zurückgekehrt und ging durch die Mangel der unserer Hightech-Medizin zur Verfügung stehenden Möglichkeiten. Der Entwurf zum Medizinfenster für die Heiliggeistkirche in Heidelberg entstand nicht zufällig während dieser Zeit. Außerdem garnierten unzählige Spritzen meinen Alltag. Eine Reihe von „Heftpflaster-Collagen“ dokumentiert das noch.

Und dann kam es auf mich zu:

Junge, dynamische Nachbarn, Akademiker und in ihrem Beruf sehr erfolgreich, denen ich in diesem Zustand über den Weg lief, erkannten mein Elend und empfahlen mir, mit Jesus Christus ernst zu machen. Nun, wie Sie sich vielleicht vorstellen können, wollte ich das natürlich absolut nicht; aber wenn es einem an den Kragen geht, ist man erfahrungsgemäß geneigter, von seinem hohen Roß herunterzusteigen und eingefleischte, nicht zuletzt vom Zeitgeist so gut wie sanktionierte Vorurteile u. U. auch einmal sausen zu lassen. Zwar hatte ich massive Bedenken, denn ich hielt mich ja für einen bemerkenswerten Verfechter kritischer Rationalität. Immerhin hatte ich Herausragendes gelesen – philosophische Ergüsse zumal -, Professor war ich auch noch, und was ich mir nicht per Verstand aneignen konnte, durfte es selbstverständlich auch nicht geben: So ergreifend simpel war das bei mir.

Kurzum - nach vielem Hin und Her vollzog ich endlich diesen Schritt und verlor tatsächlich ad hoc die panischen, schlechterdings undefinierbaren Ängste, unter denen ich seit Jahrzehnten litt.

Sie wissen vielleicht, dass sich Martin Heidegger 1927 zu dieser schlimmen Grundbefindlichkeit Angst unmissverständlich geäußert hat. Eine Kurskorrektur dieses Ausmaßes pflegt sich dann logischerweise nicht nur im Denken, sondern ebenfalls in der Sprache und im Handeln auszudrücken.

Namentlich in der Kunst, die ohne Frage eine der sensibelsten und

direktesten Sprachformen des Menschen ist, müssen strukturelle Veränderungen innerhalb unserer Tiefendimension gewöhnlich *unmittelbar* zum Vorschein kommen. Ehe wir weitergehen, noch schnell eine Bemerkung zum Thema Kunst als Sprache. Das heißt: Wir können mit diesem Medium umgehen wie mit der Wortsprache auch. Ein Künstler kann damit bekennen, danken, hadern, fluchen, erinnern, ablehnen, kritisieren, spotten oder lieben. So gesehen ist „christliche“ Kunst eben nur eins von vielen uns zu Gebote stehenden Frachtgütern dieses Mediums.

Wir sind noch bei dem Abschnitt Farbe. Ich bin sicher, daß jeder von Ihnen den kolossalen Einfluß von farbigem Licht auf Räume schon irgendwo und irgendwann einmal erleben konnte. Selbst relativ kleine Fenster sind diesbezüglich nicht zu unterschätzen. Da nun die von mir mit Fenstern zu gestaltenden Räume unter dieser neuen Lust an der Farbe keinesfalls leiden durften, habe ich mich in den letzten Jahren begeistert dem *freien* Glasbild zugewandt. Was als Dia gerade eingeblendet ist, entstand 1985. Das nächste Bild, aus dem Jahre 1989, trägt den Titel „Kleine böse Sonne“, ist aber, wie ich zugeben muß, so böse nun auch wieder nicht. 1985 hatte ich eine besonders schöne Gelegenheit, mich ausschließlich von Farbvorstellungen, genauer gesagt von *Farberinnerungen* leiten zu lassen. Ein guter Freund wollte für sein Haus von mir zwei Glasbilder, die Landschaften resümmieren, welche mich nachhaltig beeindruckt haben. Die Entscheidung fiel mir nicht schwer, denn außer dem Yellowstone Park mit seinen wundervollen Sandtönen und den prächtigen, türkis-blauen Pools war es vor allem der Bryce Canyon, der mich partout nicht mehr losließ. Hier also noch meine Hommage auf den Bryce Canyon. Damit habe ich Ihnen schon wieder etwas aus meinem Privatleben verraten, nämlich, dass ich mit meiner Frau leidenschaftlich gerne ungewöhnliche Landschaften aufsuche, um dort dann ausgiebig zu wandern und zu *stauen*. - Mit dem Stauen ist das übrigens so eine Sache. Der *ganze* Mensch - ich wollte ja noch einmal darauf zu sprechen kommen - ist der aus Körper, Seele und Geist Bestehende. Und dasjenige Organ, das uns Menschen zum Stauen befähigt, ist der Geist. Kein Künstler kann auf dieses „Erschrecken“ des Geistes verzichten.

Platon und Aristoteles haben bekanntlich schon gewußt, dass das Stauen der Anfang aller Philosophie ist. Tief im frühen griechischen Denken ist die Erfahrung verwurzelt, dass mit dem *Thambos* (dem Stauen) überhaupt erst das Begreifen einsetzt. Und weil Kunst eben die Wirklichkeit *deutet* und nicht bloß reproduziert, ist sie auf das Begreifen dieser Wirklichkeit regelrecht angewiesen. - „Das Stauen nimmt also die Dinge nicht einfach als gegeben hin, auch dann noch nicht, wenn sie wissenschaftlich erklärt sind, sondern es fragt und sucht weiter nach einem `letzten Grund´, nach einem übergreifenden Zusammenhang.“¹

Die Kunst pflegt sich folglich nicht mit der Sache zufrieden zugeben, wie die Wissenschaft, sondern sie fragt - ob nun bewusst oder unbewusst - nach der Ur-Sache, und das heißt für mich, nach der *Wahrheit*. „Tatsächlich liegt

die Schönheit eines Kunstwerkes in der Unerbittlichkeit, in der es wahr sein will.“²

Schön ist demnach nicht, was gefällt, sondern, was die Augen öffnet. Ich finde es wichtig, auch dazu noch ein paar Sätze zu sagen. - Wenn Kunst darauf aus ist, der Wahrheit zu dienen, wenn sie also hinter der Wirklichkeitsfassade nach dem *eigentlichen* Sinn der Dinge Ausschau hält, dann übernimmt sie grundsätzlich die Aufgabe, Täuschungen, denen der Mensch leider nur allzu gerne aufsitzt, zu beseitigen.

Diese Ent-Täuschungsfunktion guter Kunst führt deshalb häufig - vielleicht sogar in der Regel - zu ihrer Ablehnung. Sich nämlich unvorbereitet mit der Wahrheit konfrontiert zu sehen, ist zumindest strapaziös, u. U. sogar ein Schock. Die meisten Menschen weichen ihr darum grundsätzlich aus. In erster Linie aber fliehen sie vor den *Konsequenzen* einer erkannten Wahrheit.

Dieser Fluch zieht sich zwar durch die gesamte Menschheitsgeschichte, scheint aber in unserem Jahrhundert den adäquatesten Boden gefunden zu haben. Genau genommen wird heutzutage fast schon lückenlos dafür gesorgt, dass die Wahrheit auf gar keinen Fall bei uns anklopft. Sie können sich nicht vorstellen, wie man deshalb gegen meine Heidelberger Fenster zu Felde zog!

Aber lassen wir das und wenden uns jetzt lieber meinem nächsten Arbeitsgebiet, der *Zeichnung*, zu. - Sie liegt mir sehr am Herzen. Mit ihr kann ich Gefühle und Wirklichkeitsbereiche zum Ausdruck bringen, die sich der Farbe weitgehend verweigern. Eine Linie kann rasant oder langsam sein und sie kann suchend, zögernd oder zielstrebig auftreten. Sie kann Umwege machen, unentschlossen dahertorkeln, einkreisen, ausschließen, peitschen und streicheln. Die spezifische Bandbreite des linearen Repertoires ist einfach enorm. Die ganz und gar *spontan* anmutende Linie taucht in meinen Glasfenstern schon recht früh auf, ich würde sagen, um 1965 herum. Seitdem hat mich der Umgang mit ihrer charakteristischen Dynamik regelrecht gepackt. In dem hier gezeigten Beispiel eines Treppenhausfensters von 1982 bricht sie wie ein scharfer Protest in die bestürzende Stille dieses ausgesprochen kargen Licht-Bildes ein.

Im Gegensatz dazu kann sich die aktive, *motorische* Linie in dem 1985 entstandenen Fenster für eine Hamburger Villa unbehindert ausleben. Keine geometrische Form leistet ihr dabei Widerstand. Vergleichen Sie einmal diese Arbeit mit den Entwürfen für die Fenster der beiden Schwurgerichtssäle des neuen Frankfurter Justizgebäudes (von 1988), dann wird Ihnen sicher auffallen, dass sich darin die von der Basis aus agierenden Linienbündel in einer eher problematischen Situation befinden. Bei dem einen, zunächst zu sehenden Entwurf wird die sich aufbäumende Schraffur von dem auf sie zustoßenden grauen Balken aussichtslos in die Enge getrieben, genaugenommen an die Wand gedrückt, und in dem anderen

wird sie von dem langen, grauen Machtgebilde, das über ihr schwebt wie ein Damoklesschwert, rücksichtslos niedergehalten.

Eine unverkennbar *inhaltliche* Funktion fällt den hochdifferenzierten Linien in dem Evangelisationsfenster der Berliner Grunewaldkirche zu. Sie gibt der alleingelassenen mutigen Klammergruppe, die dabei ist, in die beinhart abgeschottete Leere der großen Grauzone vorzudringen, gewissermaßen Rückendeckung: Leere steht hier für Sinnverlust; und bei den in diesen todähnlichen Bereich vorstoßenden Botschaftern kann es sich nur um diejenigen handeln, die den Missionsbefehl *Jesu* ernst nehmen. - Da die Bastionen des Bösen bereits in der mittelalterlichen Ikonographie rechts, vor allem rechts unten, ihren Ort haben, übernimmt die fast hoheitsvoll aufgerichtete Linie rechts außen eine geradezu unverzichtbare Aufgabe.

Der kleine Ausschnitt aus einem meiner Rüsselsheimer Fenster (in einer Kirche des 18. Jahrhunderts) illustriert eigentlich recht gut, dass selbst strenge geometrische Raster durch wenige frei hineingeschriebene *organische* Linien ihre Kälte sofort verlieren.

Die zwei folgenden Stücke von 1986 für das Domizil eines Architekten zeige ich Ihnen nicht allein wegen ihrer spielerischen Einfachheit, sondern nicht zuletzt, weil ich mich hier auf den klassischen Grisailleklang Weiß-Grau-Schwarz beschränkt habe. - Für Kenner der Glasmalerei-Geschichte bestimmt nichts Neues, aber im Rausch der postmodernen Ästhetik etwas nahezu Vergessenes. Stille, auch optische Stille, wird z. Zt. nicht eben groß geschrieben. Das aber schlägt Wunden im Spektrum des Friedens! - Diesem Friedensbeitrag der Stille, nicht der Sprachlosigkeit, fühlen sich auch meine Treppenhaus-Fenster im Amtsgebäude des Darmstädter Kirchenpräsidenten verpflichtet. - Damit sind allerdings die positiven Auswirkungen von Grisailen keineswegs schon erschöpft. Für den Künstler z. B. erbringen derartige Fastenkuren häufig das immer wieder einmal erforderliche Abstoßen von Übergewicht, von den Fettpölsterchen allzu vollmundiger Farbe. Auch legt eine Absage an die Vereinnahmungstendenz der Farbe meist offen, über wie viel künstlerische Potenz ein Maler letztlich verfügt. Die Stunde der Wahrheit schlägt jedes Mal dann, wenn man - wie in Darmstadt angeraten - mit einem *Minimum* an Sprachmitteln auskommen muss. Man könnte ohne weiteres behaupten, sooft ein Künstler auf die Farbe verzichtet bzw. verzichten muss, bekennt er Farbe.

Nachdem ich mit meinen Fenstern für St. Bernhard in Münster - im Bild ein Teil der Südwand -, für die Eben-Ezer-Kirche in Lemgo - hier nur stellvertretend das *Mittelfeld* eines Triptychons -, oder für den Chor der berühmten St. Cosmas und Damian-Kirche in Goslar ungehindert in die Tasten der Farbkaviatur greifen konnte, erfüllte das soeben zu sehende Darmstädter Projekt wahrscheinlich die wieder fällig gewordene Abspeckungskur an meinen Bildvorstellungen. Natürlich können auch nur dort, wo die Farben nicht schon die Aufmerksamkeit des Betrachters hemmungslos an sich reißen, die *zeichnerischen* Ausdrucksmittel in ihrer

verblüffenden Vielgestaltigkeit zum Zuge kommen.

Als ein Lieblingsthema der letzten 15 Jahre hat sich bei mir u. a. die Säule bzw. Stele herausgeschält. Ich habe sie sowohl in Bleistiftzeichnungen als auch in Fenstern durchvariiert. 1989 wollte ich sie in den 10 Fenstern der Melanchthonkirche Mannheim zum Hauptthema machen. Leider musste ich das aber aufgeben, denn dort steht vor fast allen Fensteröffnungen ein Heizkörper. Die Säulen wären folglich aus Heizkörpern herausgewachsen, und das wäre ja doch reichlich komisch gewesen.

Was ich Ihnen indes an diesem Entwurf *noch* demonstrieren möchte, ist, wie sehr ich meist selbst um kleinste Details ringe. Erst, wenn eine Arbeit den Zustand einer gewissen Selbstverständlichkeit erreicht hat, wenn sie also weder nach Schweiß noch nach Kopf riecht, lasse ich locker. - Auf der Leinwand eine von vielen Fingerübungen zu einem Teilstück der 3. Stele von links. - Vor fünf Jahren endlich ging mein Wunsch, das Thema Säule einmal in einem Bauwerk als *notwendiges Glied* des Ganzen verwirklichen zu können, in Erfüllung, und zwar in der St. Franziskus-Kirche Bad Kreuznach.

Und nun zu Strang 2, den ich mit dem Stichwort *Vergrößerungen* angekündigt habe. Es handelt sich dabei um zehnbiszwanzigfache Vergrößerungen miniaturhafter, *zeichnerischer bzw. malerischer* Handlungen oder um die Vergrößerung von an sich nur klein vorkommenden *natürlichen* Dingen. Ein Fingerabdruck z.B. ist solch ein von Natur aus kleiner Gegenstand. Erscheint er jedoch so groß wie ein Mensch, dann bedrängt er uns plötzlich mit ganz ungewöhnlichen, fremden „Ansichten“. Aus den harmlosen hauchdünnen Hautleistchen werden unversehens heftige Strömungen und bröckelige, spiralförmige Furchen. - Auch ein herunterlaufender Blutstropfen oder ein Blutspritzer kann normalerweise eine bestimmte Größe nicht überschreiten. Tut er es dennoch, so führt das zu einer merklichen Verschärfung und Ausweitung seines ursprünglichen Ausdrucksspektrums. Die dadurch ausgelösten Assoziationen entwickeln sich bis zu einem gewissen Grad zu Sprengsätzen für die durch unsere Sehgewohnheiten lau gewordenen Gefühle und Gedanken. Besonders die mächtigen Blutspuren in meinen *Lüneburger* Fenstern haben die Chance, zu beunruhigen und wachzurütteln, schonungslos wahrgenommen. Das Blutopfer Jesu Christi war schließlich alles andere als eine Idylle. Und mehr noch: Diese Hinrichtung bewirkte immerhin nichts Geringeres als die *wichtigste* Amnestie der gesamten Weltgeschichte. Aber wem sage ich das!?

Der Kartonausschnitt vom linken Fenster zeigt m. E. recht überzeugend, wie sinnvoll sich planlose und rational gesteuerte Bildelemente ergänzen können - im vorliegenden Beispiel also unkontrolliert auftreffende Tropfen und straff geordnete geometrische Formen.

Selbstverständlich gehören hierher auch die Monumentalisierungen meiner Brandspuren. Grundsätzlich wird ja auch ein Verbrennungsfleck auf einem

Fetzen Papier nicht viel größer als etwa 5 bis 8 cm. Treten solche durch Feuer verursachten Versehrungen auf einmal als gewaltige Wunden in Erscheinung, sprechen sie eine neue, eindringlichere Sprache. Kooperiert nun ein derartiger Feuerkrater darüber hinaus noch mit einem so unauslöschlichen Datum wie dem von Hiroshima, dann ist das, was bildender Kunst überhaupt an Erinnerungsanstößen zu Gebote steht, zum Einsatz gekommen. In meinem Heidelberger Physikfenster nutze ich diese sich gegenseitig steigernden Möglichkeiten von rein bildhafter, d.h. sensibler, und ausgesprochen intelligibler ³, d.h. nur dem Verstand zugänglicher Thematik, ganz bewusst. Da werden auf der einen Seite die unseren Sinnesorganen vertrauten Erfahrungen mit dem Feuer aktualisiert und auf der anderen die nur unserem Intellekt und unserem Gewissen zugänglichen Inhalte von Schriftzeichen; hier z.B. die durch ein Datum aufgerufenen Erinnerungen an etwas Infernalisches. - Das Gewissen beteiligt sich insofern maßgeblich daran, als es das eigentliche Fazit aus all dem zieht und vor einer Wiederholung des Unverantwortbaren inständig warnt.

„Hölle, das ist die Reduzierung des Menschen auf sich selbst“, sagt Heinrich Kemner, und ich denke, er trifft damit den Nagel auf den Kopf. - Der Mensch ohne Gott, und das ist der auf sich selbst reduzierte, handelt zwangsläufig als ein Vasall der Hölle. Wer das immer noch bezweifelt, sei nur einmal auf unsere Tageszeitungen verwiesen. Allein schon *die* belegen das mit diesbezüglichen Nachrichten en masse. Sie haben wahrscheinlich bemerkt, dass ich mit meinen Gedanken zum Heidelberger Physikfenster schon einige Fragen zur Bewältigung von Inhalten beantwortet habe, und das wollten wir ja; aber das ist längst noch nicht alles. Ich möchte dem wenigstens noch zwei gewichtige, andere Aspekte hinzufügen. Damit wir aber nicht allzusehr ins Schleudern kommen, beende ich besser erst noch das Phänomen Vergrößerungen. Ausgesprochen faszinierend finde ich immer wieder die Vergrößerungen von winzigen *zeichnerischen* Notizen. Die erste Skizze zu meinem Flughafenfenster ist sicher nicht breiter als 12 cm. Als nächster Schritt folgt dann gewöhnlich die Übersetzung einer derartig unscheinbaren Aufzeichnung in den Maßstab 1:10. Bedauerlicherweise habe ich diese Zwischenstufe fürs Flughafenfenster nicht fotografiert, so dass ich Ihnen diesen Ausschnitt nur noch im fertigen Karton vorführen kann. Sie sehen, dass ich mit zunehmender Größe nicht vom Besonderen ins Allgemeine vorstoße, sondern dass ich die ursprünglich merkmalsärmere kleine Zeichnung ganz entschieden individualisiere und mit Überraschungen anreichere. Das *ausgeführte Fenster* nun verrät Ihnen einmal mehr, dass ich zeichnerischen Abläufen dieser Art sehr gerne blockhafte- bzw. diszipliniert *serielle* Elemente gegenüberstelle: Unten der unbeirrbar Takt der nach einer Richtung - zur „Todseite“ des Bildes hin - davoneilenden Pfeile und rechts außen die dunkelbraune senkrechte Stütze. Ich blende jetzt noch zwei Aufnahmen eines relativ jungen Projektes in Köln-Porz ein, das ebenfalls auf postkartengroßen Bleistiftzeichnungen fußt. Die Fenster selbst haben eine Höhe von etwa 10 Metern. - Mit den oben eingelassenen „Verkehrszeichen“ verweise ich andeutend - wir haben es ja mit einer Kirche zu tun - auf biblische Aussagen. Durch ihre

Rückführung in Bildsprachliches werden sie zwar verschlüsselter, aber an Kraft verlieren sie kaum.

1 Mose 28,15: „Siehe, ich bin mit Dir und will dich behüten, wo du hinziehst.“

Um auch persönlich nicht an Kraft zu verlieren, imitiere ich hier den berühmten Pantomimen Marcel Marceau, dessen Auftritte uns als Studenten mächtig imponierten. Der Kerl konnte z.B. ein total entspanntes Sitzen vorgaukeln, obwohl er de facto in der Luft saß; und genau das probiere ich im botanischen Garten von Wellington auch. - Ich habe nicht geschummelt! Apropos Krafttraining! Jeder Künstler muss dieses anstrengende Sitzen *zwischen* den Stühlen rechtzeitig lernen. Es ist unverschämt schwer.

So, Spaß muss sein! - Das soll uns aber nicht daran hindern, uns gleich wieder in die Inhaltsproblematik zu stürzen. Zunächst einmal dies: Ich warne immer wieder junge Kollegen davor, es ohne entsprechende Ausrüstung mit den ganz großen Basisthemen der Menschheit aufnehmen zu wollen. Sie lassen sich nicht gerne in Streichholzschachteln packen. Wenn solche Giganten von Themen überhaupt noch darstellbar sind, dann allenfalls mit dem Vokabular einer ungebrochenen, *kindlichen* Einfalt, und über die verfügt eben längst nicht mehr jeder.

Ebenso unverzichtbar für die Glaubwürdigkeit Ihrer künstlerischen Botschaften ist, daß sie Ihnen ein echtes Anliegen sind! Sie müssen sich mit dem Darzustellenden identifizieren können! Wenn Sie beispielsweise nie erlebt haben, wie auch heute noch Menschen unter der Einwirkung des Heiligen Geistes plötzlich in Sprachen sprechen können, die sie weder gelernt noch jemals gehört haben, und wenn Sie möglicherweise an der Authentizität des Pfingstberichtes, der das ja bezeugt, zweifeln, dann wäre es allemal besser, die Finger ganz von solch einem Thema zu lassen. Vermeiden Sie unbedingt Aussagen, die Ihr Geist (oder Ihr Herz) verneint.

Bevor Sie ein Thema nicht rückhaltlos bejahen, und das heißt lieben, können Sie es nicht gut behandeln. Sie wissen ja selbst, dass wir Menschen leider dazu neigen, mit Dingen, die wir nicht lieben, unwillkürlich schlecht umzugehen. Der Kirchenvater Augustinus postuliert deshalb nicht ohne Grund: „Erst liebe - und *dann* tue, was du willst!“ Kunstwerke können wirklich nur überzeugen, wenn sie durch und durch aufrichtig sind. Für Bilder gilt nämlich dasselbe, was Wittgenstein für den Umgang mit Worten gefordert hat: „Worüber ich nicht sprechen kann, darüber muss ich schweigen.“

Auf keinem Gebiet kann man mit weniger Erfolg lügen als in der Kunst. Ich denke: Ein Bild verrät relativ schnell, ob sein Autor den Mund zu voll genommen hat. Das gerade noch eingeblendete Dia zeigt das Weihnachtsfenster der Melanchthonkirche Mannheim. Künstlerische

Qualität scheitert jedenfalls so gut wie nie an zu wenig Geld oder an den Forderungen, die ein *Raum* an den Künstler stellt, sondern meist in der Auseinandersetzung mit Inhalten, die dem Gestalter wesensfremd sind, die ihm sozusagen nicht unter den Nägeln brennen. Um den Exkurs über die Bewältigung von Inhalten endgültig abzuschließen, noch eine Bemerkung zur *Form*. Unter Form verstehen wir die spezifische Struktur und Anordnung künstlerischer Mittel. Über sie wird der Bedeutungsgehalt eines Kunstwerks überhaupt erst vernehmlich. Die innere Form, d.h. die Sinneinheit eines Bildes, muß in der äußeren, sichtbaren Form adäquat zum Ausdruck kommen. Wir wissen alle, dass kraftvolle Inspirationen nicht eben zur Tagesordnung eines Künstlers gehören. Auch im kulturellen, insbesondere im künstlerischen Bereich gibt es Gezeiten. Auf die Flut von Eingebungen folgt unweigerlich die Ebbe. Das uns bisweilen abverlangte mühsame Umherschweifen im zähen Watt ist zweifelsohne frustrierend, aber auch die *Flut* hat ihre Tücken. Flutwellen *tragen* nämlich nicht nur, sie tragen ebenso oft davon. Weh dem, der keine Dämme gebaut hat! Was für die anbrandende Flut der Deich ist, das ist für die Inspiration die Form. Wer dieser meist üppig und massiv einbrechenden Inspiration keine angemessene Form hinhalten kann, wird durch sie erbarmungslos ins Uferlose gerissen. Lernt ein Maler nicht rechtzeitig mit Inspirationen fertig zu werden, sie - wie auch immer - zu beherrschen, so ufern seine Inhalte permanent aus. Solche Damnbrüche aber führen nicht nur zur Auflösung der Form, sondern folgerichtig auch zum Danebenfließen des Inhalts. Zur Aufnahme und zur Weitergabe gewichtiger Inhalte bedarf es unbedingt eines ebenso gewichtigen Gefäßes.

Wir kommen nun zu Punkt 3 meine Angebotsgliederung, zur *seriellen* Anwendung der Klammer- oder U-Form, die in meiner Entwicklung eine nicht zu übersehende Konstante darstellt. Ich verstehe sie sogar als eine Art Schicksalszeichen. Als Student habe ich u. a. gerne Hände gezeichnet. Möglicherweise ist dieses Zeichen ein *Kürzel* für Hand: entweder nach oben oder nach unten geöffnet. In meinen Collagen gibt es diese Klammerform seit 1962 und in den Zeichnungen seit den 70er Jahren. Zunächst tritt sie vereinzelt oder paarweise auf - sich den Rücken kehrend oder einander zugewandt. Ausgerechnet das Gegeneinanderstehen zweier Klammern mussten wir - obwohl ja unsere Ehe ausgezeichnet ist - nach einem Vortrag in Kanada schnell einmal vorführen: Die Studenten wollten das so.

Seit 1966 dringt dieses Formelement auch in die Semantik meiner Glasfenster ein. Dass es sich bis heute darin alles andere als überflüssig vorkommt, beweisen nicht nur immer mehr Projekte, sondern auch sein zunehmend *serielles* Auftreten. In der Friedenskirche zu Würth tummeln sich die Klammergruppen hauptsächlich im unteren Bereich der Fenster. Es macht mir großes Vergnügen, den einzelnen, an sich völlig konformen Zeichen immer wieder feine, individuelle Merkmale anzuvariieren. Spannung lässt sich freilich auch dadurch erzeugen, dass diese Klammern in verschiedenen Größen auftreten. Im ersten Entwurf für die Marienkirche

in Skogås (Schweden) tun sie das sozusagen als Einwohner oder Anhängsel mächtiger, dunkelgrauer Stelen.

Im zweiten und schließlich ausgeführten Entwurf werden die großen, fast schwarzen Klammern gleichsam wahllos in die straffe Ordnung einer kleineren Klammer-Spezies rücklings hineingeschleudert. Auch bei diesem Auftrag nutzte ich die Gelegenheit, den gelben Massenelementen ungezählte, meist minimale Varianten anzutun.

Serielle Ordnungen sind selbstverständlich auch ein primäres Merkmal jeder Ornamentik; darum möchte ich diese von mir sehr ernst genommene Bildkategorie jetzt gleich wenigstens anreißen. Ursprünglich hatte ich vor, mich zum Ornament, zu diesem dienstbaren Geist der Danksagung und des Festes, ausführlicher zu äußern. Aber aus Zeitmangel muss ich mir das leider verkneifen. Der Stoff hierzu ist so umfangreich, dass dafür mindestens *eine* Extra-Vorlesung herhalten müsste. Eins liegt jedoch auf der Hand: Gute, herbe Ornamente verbreiten ein äußerst konstruktives und zudem entlastendes Fluidum um sich. Vor den Glasteppichen von Matisse in Vence ist das erfahrbar. Nicht von ungefähr sind Ornamente deshalb auch Grundbestandteil menschenfreundlicher Architektur: in der Wiederholung von Bauelementen wie Säulen, in der Aneinanderreihung von Gewölbeeinheiten und im Flächendekor von alten Fachwerkhäusern beinahe überschüssig lustvoll. Dieses prächtige Haus steht übrigens in Einbeck, einem verträumten mittelalterlichen Städtchen in Norddeutschland.

Was mir oft Kopfschmerzen bereitet - nicht zuletzt in der gegenwärtigen Glasmalerei - ist, dass nicht mehr sauber genug zwischen Ornament und reiner Materialschwelgerei unterschieden wird. Die Entwerfer von Glasfenstern sollten sich nicht der Illusion hingeben, dass sie sich schon einer humanen Ornamentik bedienen, wenn sie nur mit populärem, optischem Reizmaterial um sich werfen. Echte Ornamente entstehen nur auf einer Sinnbasis. Und wenn wir in nichts mehr einen Sinn erblicken können, vielleicht sogar wollen, ist das Ornament eben ausgeschlossen. - Sie kennen sicher *auch* solche ästhetischen „Anbiederer“, in denen eine regelrechte *Glaskosmetik* betrieben wird. Glasfenster werden dann mit lauter Augenschmäuschen aufgedonnert, nach dem Motto: Je mehr Lametta, desto schöner der Weihnachtsbaum. Da wird gelinst, gebevelt, gemaltet, gespiegelt und gedanzigt, und vor der Boutique-Süße subversiver Farbklänge schreckt man schließlich auch nicht zurück. - Ich flehe Sie an, lassen Sie sich beim Entwerfen nie von dergleichen Versuchungen ins Oberflächliche und rein Hedonistische abdrängen! Das Unglück ist ja, dass in unserer fragwürdigen Kultur der äußere Reiz wichtiger ist als die Substanz. Kein Wunder, dass die Mentalitätsmuster unserer postmodernen Beliebigkeit „don't worry“, „anything goes“ und „all is pretty“ heißen. Es sind hauptsächlich diese schwammigen, gewissenlosen Schlagworte, die zu der Habermas'schen „neuen Unübersichtlichkeit“ unserer Welt geführt haben. Nun zurück zu *meinen* Versuchen, dieser grassierenden Beliebigkeit - auch in Sachen Ornament - zu entkommen. Für die Kirche eines kleinen Weindorfes in der Pfalz habe ich 1986 aus Butzen - die Böden von

Weinflaschen sehen ja genauso aus - ein Ornament entwickelt. Die drei auf Kernsätze der Heiligen Schrift verweisenden Verkehrsschilder begleiten die ornamentalen Zusammenballungen wie farbige Edelsteine. - Apropos Verkehrszeichen! Unsere allgemeine Abneigung ihnen gegenüber ist bestimmt nicht gerechtfertigt, denn bis auf einige Ausnahmen sind unsere Verkehrsschilder durchaus ansehnlich. Vielleicht sind sie sogar heimliche Abkömmlinge der ehemaligen Wappenkultur - wer weiß! Dass mir bei dieser Einstellung zu zeitgenössischen Piktogrammen auch nicht der Hochspannungs-Blitz entging, versteht sich beinahe von selbst. Er eignet sich vorzüglich zu ornamentalen Verbänden und rühmt außerdem die Fähigkeit des Menschen, sich Naturkräfte untertan zu machen. Mit dem Ornament wird ja nicht die Freude am *Problem*, sondern die an seiner *Bewältigung* bekundet.

Als ich eingangs von *neuen* Formen des Ornaments sprach, meinte ich damit nicht zuletzt die Einbeziehung ebenso aktueller wie ungewöhnlicher Zeichensysteme in das Bildvokabular einer uns, d.h. unser ausgehendes Jahrhundert, unmittelbar betreffenden Ornamentik. Der erste Entwurf zu meinem Heidelberger Biologiefenster beherzigt das noch mehr, denn die beiden hier benutzten Zeichensysteme aus der Gentechnologie weisen so ziemlich alle Kriterien ornamentaler Ordnungsgefüge auf. Wären die möglichen Folgen des genetic engineering so wenig beängstigend wie die hier benutzte Genspirale, brauchten wir uns alle keine grauen Haare wachsen zu lassen.

Was meine Aufmerksamkeit an den von uns *Menschen* hinterlassenen Ordnungen immer wieder herausfordert, ist ihre prinzipielle Unzuverlässigkeit, und das läßt sich meines Erachtens mit *ornamentalen* Bildkonzepten vorzüglich veranschaulichen. In einem meiner Lüneburger Fenster habe ich die Unterwanderung einer solchen Ordnung und ihren daraus resultierenden Kollaps dargestellt. An meinen Fenstern im Plenarsaal des Wiesbadener Rathauses will ich Ihnen noch einmal verdeutlichen, wie sehr mir daran liegt, das Ornament aus seiner Reißbrettsterilität zu befreien. Die Grundfigur meines Ornaments ist hier das Einfachste vom Einfachen, nämlich das Quadrat. Aber - jedes Quadrat darf sein Eigenleben führen. Geringfügige Unterschiede in Größe und Proportion und das stellenweise Offenbleiben des Grundes innerhalb dieser Quadrate verhindern die solchen Strukturen stets drohende Stereotypie. Natürlich ist diese Respektierung und Einbeziehung der minimalen Nuance nicht etwa *meine* Erfindung; sie ist vielmehr eine anthropologische Konstante und in fast allen Kulturen zu entdecken. Der Maler der hinreißenden Pfingstszene aus dem Evangelium Heinrichs des Löwen hat das bei der Aneinanderreihung der Heiliggeisttauben genauso praktiziert. *Gleich* bleibt der *Grundtypus des Vogels*, doch was sich beim Malen der Tauben an heimlichen Unregelmäßigkeiten einstellt - sehen Sie einmal genau hin! - konstituiert letztlich die *Lebendigkeit* dieser Ornament-Zeile. Unsere technischen Errungenschaften, die ja auch in die Ateliers der Künstler vorgedrungen sind, verführen uns oft zu unnatürlich perfekten und just darum keimfreien Lösungen.

Wir sollten uns der Technik nicht zu blauäugig überlassen. Nichts langweilt das menschliche Auge mehr als eine perfektionistische Reißbrettästhetik. Und jetzt zur letztgenannten Kategorie meiner bildnerischen Möglichkeiten, zur Hinzuziehung von *Schrift* in meinen Fenstern. Ich kann mich dabei noch kürzer fassen, denn, dass Schrift ein herrliches und abwechslungsreiches Bildelement ist, wird niemand bestreiten wollen.

Los ging das bei mir mit den Heidelberger Entwürfen, aber zur Realisierung in Glas kam es erstmals bei den Entwürfen für ein Foyer der Unilever-Zentrale in London. Meine „Schreibübungen“ haben allerdings den Architekten so geärgert, dass er meine Vorschläge ablehnte. Schlussendlich sind meine Entwürfe für ein Museum in Hamburg ausgeführt worden. Das soeben genannte Argument für die Einbeziehung von Schrift in Bilder darf freilich nicht das einzige sein, weil es grundsätzlich ja auch möglich wäre, schriftähnliche Rhythmen zeichnerisch zu *simulieren*, d.h. ein Bildwerk mit Elementen zu versehen, die zwar an Schrift erinnern, aber eben keine Schrift sind. Ich habe mich entschlossen, das nicht zu tun. Für den Einsatz von Schrift soll - wenigstens für mich - ausschlaggebend bleiben, dass sie schließlich auch eine Nachricht vermittelt. Ist die in der Schrift enthaltene Aussage zudem eine ausgesprochen intelligible, eine also nur über den Intellekt und nicht über visuelle oder akustische Mittel verständlich zu machende, dann ist der Einsatz von Schrift geradezu zwingend und legitim.

Der im hier gezeigten Entwurf zu lesende Text wäre durch reine Bildmetaphern – und wären sie noch so gekonnt – nie und nimmer an den Mann zu bringen. Wer mir das nicht glaubt, kann es ja einmal probieren. Umgekehrt aber sollte man auch keine Schriftelemente benutzen, wenn sie in einem Bild nicht zugleich als *visuelle* Akteure nötig sind.

Die expressive, stürzende Schriftdiagonale in meinen Sieglarer Chorfenstern könnte, weder als Bildelement noch vom Inhalt her, so ohne weiteres durch etwas anderes ersetzt oder gar weggelassen werden. Ich blende noch einmal den gesamten *Entwurf* ein - er entstand 1985 - und einen Vierpaß daraus, weil er mir nach wie vor sehr gefällt. Und nun wirklich zum fröhlichen Endspurt! Er soll Ihnen kleine Einblicke in das verschaffen, was ich *sonst* noch treibe und was so zu meinen Hobbys gehört. Wie ich ja bereits zwischendurch zum Besten gab, begeistern mich hauptsächlich außergewöhnliche Landschaften - Wüsten, Regenwälder, Geysirgebiete und was es darüber hinaus noch alles an Großartigkeiten der Natur geben mag. Aber regelrecht aus den Pantinen kippen mich meist phantastische Felsformationen, wie z.B. die der neuseeländischen Pancake-Rocks. Urlaub auf Schusters Rappen war für mich schon immer die Infektionszeit für neue Einsichten und die daraus zwangsläufig hervorgehenden und für jedes künstlerische Wachstum unentbehrlichen Konzeptionskrisen, die uns

selbstverständlich weniger schmecken: Geben wir es nur zu!

Genauso unentbehrlich ist für mich die Musik. Je älter ich werde, desto mehr fühle ich mich zu Joseph Haydn hingezogen, was nicht heißt, dass ich auf die unter die Haut gehenden Werke von Bach, Mozart, Brahms und etlicher zeitgenössischer Komponisten verzichten möchte.

Sehr gerne bin ich auch mit Freunden zusammen, und in der Tat, Gott hat uns beiden viele ribbelfeste Freunde geschenkt. - Im Bild Robert Sowers. Durch meine Lehraufträge in verschiedenen Ländern kamen zum Glück auch immer wieder neue Künstlerfreunde dazu. Es ist ja wichtig, daß man bei einem guten Glas Wein auch einmal nach Herzenslust fachsimpeln kann. Aber der Spaß kommt dabei nie zu kurz.

Robert Kehlmann demonstriert hier die geheime Verwandtschaft von Hose und Terrakotta-Plastik, und das hat vor allem dem Image der Hose nicht im geringsten geschadet. Auch die Kontakte mit meinen Studenten beschränken sich verständlicherweise nicht nur auf den Unterricht. Nach anstrengenden *theoretischen* Exkursen sind mitunter kleine Ausflüge zu einem gemütlichen Straßencafé das einzig Richtige. Die Kaffeetassen sehen allerdings in unserem Falle, d.h. 1981 in Seattle, verdächtig hoch aus.

Um nicht unangenehm aufzufallen, *arbeite* ich einfach gelegentlich. - Im Taunussteiner Atelier Derix tue ich das so regelmäßig, dass ich dort wahrscheinlich nur noch bemerkt würde, wenn ich eines Tages wegbliebe. Des Weiteren sind da die Seminare und Vorlesungen! Ich zähle sie nicht unbedingt zu meinen Steckenpferden, aber sie haben mit Sicherheit auch bei mir zu präziserem Erinnern und Denken Anstöße gegeben. Das Dia zeigt einen Hörsaal in Melbourne, und der Glasmaler Klaus Zimmer stellt mich gerade vor.

Ab und zu verziehe ich mich auch in ein Museum. Bevorzugt werden von mir eindeutig *kuriose* Sammlungen: Die finde ich am anregendsten. Ich werde immer vor Neid ganz blass, wenn ich sehe, welcher Einfallsreichtum unserem *Schöpfer* zur Verfügung steht.

Zu den wirklich zeitraubendsten „Beschäftigungen“ gehört zweifelsohne der hektische Ausstellungsbetrieb. Nichtsdestoweniger: Ausstellungen müssen ab und zu sein. Eine der erfreulichsten hatte ich vor ein paar Jahren in einem kleinen Museum in Otterndorf an der Nordsee. Die Räume waren für meine Bilder wie maßgeschneidert. Zwei der rechts zu sehenden jüngeren *Malereien* schnell noch einmal etwas größer und deutlicher. - Ich weiß - unterhaltsam sind diese Bilder nicht, aber was man sich im *Leben* zum Ziel setzt, artikuliert sich unvermeidlich auch in den Bildern, und dieses Wunschziel meines Lebens könnte ganz lapidar mit einer zunehmenden Konzentration auf das Wesentliche beschrieben werde. - „Weniger haben, um für mehr da sein zu können.“ (Schreiter)

Vielleicht rührt daher auch meine Liebe zu *Aphorismen*, deren Schlagkraft ja vorwiegend in der Reinigung des Gedankens von jeglichem Ballast bestehen dürfte. Manchmal versuche ich übrigens selbst welche zu

schreiben. Einer aus dem vorigen Jahr ist zwar nicht unbedingt theoriefreundlich, aber ich verrate ihn trotzdem einmal. Er lautet: „Man muss nichts über Kunst wissen, um sie machen zu können, sondern man muss Kunst machen, um eines Tages etwas über sie wissen zu können.“ - Einige Kunstkritiker würden mich jetzt wahrscheinlich auseinander nehmen, ob allerdings zu Recht, das ist eine andere Frage. Ist nicht dieses aus der Praxis hervorgehende, sozusagen *erlittene* Wissen, von dem vor allem die Kunstkritik so ungeniert und flott Gebrauch macht, ursprünglich in den Ateliers der Künstler geboren worden? - Wenn ich z.B. an Briefe, Manifeste oder Bücher von Malern denke (genannt seien hier nur einmal die Namen Cézanne, van Gogh, Kandinsky, Klee, Baumeister, Malewitsch und Barnett Newman), dann muss ich immer wieder feststellen, dass genau darin die grundlegenden Perspektiven für das neue Sehen angedacht wurden, Perspektiven, die im Bewusstsein der reinen Theoretiker erst erheblich später Fuß gefasst haben. Der Prometheus (der Vorher-Denker) ist sicher nach wie vor der schöpferische Täter - und der Epimetheus (der Nachher-Denker) der Kommentator.

Es gibt da übrigens eine kleine Parabel, die ausgezeichnet beschreibt, wie hilfreich es sein kann, nicht über *alles* Bescheid zu wissen, um nicht von zu viel Theorie lahmgelegt zu werden. Da ist von einer Hummel die Rede. - Die Hummel, heißt es, wiegt 4,8 g und hat eine Flugfläche von 1,45 cm² bei einem Flächenwinkel von 6°. Nach dem Gesetz der Aerodynamik kann eine Hummel einfach nicht fliegen. Aber - und das ist der springende Punkt: Die Hummel weiß das nicht.

Fast wie in der Renaissance kommen auch heute auf Künstler die merkwürdigsten Dinge zu, z.B. ein T-Shirt, und ich zumindest kann mich wirklich nicht über Eintönigkeit in meinem Beruf beklagen. Unlängst mußte ich für einen großen Festgottesdienst anlässlich des Evangelischen Kirchbautages in Wolfenbüttel Hals über Kopf mehrere Stolen entwerfen, und kurz danach Paramente für zwei Kirchen. Dann wieder werden plötzlich von mir Gutachten verlangt oder ein Briefkopf mit einem Logo. Ferner bin ich von Zeit zu Zeit in Jurysitzungen tätig, schreibe für Kunstzeitschriften, eröffne Ausstellungen, betreue Dissertationen und Staatsarbeiten, gebe Interviews und lerne Geduld, wenn mich Fernsehteams mit ihren grellen Lampen stundenlang abtasten. - Zum Glück hat das mein Interesse an wohlthuend aufscheuchenden TV-Portraits in keiner Weise *geschmälert*. Ich verabschiede mich jetzt von Ihnen mit ein paar Sätzen von Romano Guardini und bitte um Ihre volle Präsenz! Sie verdienen es in jeder Weise, Schlußlicht sein zu dürfen, denn wie kaum jemandem sonst, gelingt es Guardini damit, Licht in die Sache der bildenden Kunst und ihrer „Knechte“ zu bringen: in das weithin Verborgene aller Antriebe, Freuden, Nöte, Zuständigkeiten und Begrenzungen.

Indem er den Herzschlag der Liturgie zur Kunst in Vergleich setzt, schirmt er beide Wirklichkeiten beherzt gegen die Schubfachmanie der großen

Anwender ab, die sich immer wieder in Zweck-Zuweisungen und Limitierungen festfahren und damit an der eigentlichen Bestimmung der Kunst vorbeitäuschen. - Guardini sagt:

„Vor Gott ein Spiel zu treiben, ein Werk der Kunst - nicht zu schaffen, sondern zu sein, das ist das innerste Wesen der Liturgie. Hast du schon einmal gesehen, mit welchem Ernst Kinder die Regeln für ihre Spiele aufstellen, wie der Reigen zu gehen hat, wie alle die Hände halten müssen, was dies Stäbchen bedeutet und jener Baum? Das ist nur für den töricht, der ihren Sinn nicht ahnt und immer nur in angebbaren Zwecken die Rechtfertigung einer Handlung zu sehen vermag. Und hast du schon einmal gelesen oder selbst erfahren, mit welchem bitterem Ernst der Künstler im Frondienst der Kunst steht? Wie er unter dem „Worte“ leidet? Welch anspruchsvolle Herrin die Form ist! Und alles für etwas, das keinen Zweck hat! Nein, mit den Zwecken hat die Kunst nichts zu tun. Denn im Ernst, glaubt einer wirklich, ein Künstler würde die tausend Aufregungen und all die heiße Not des Schaffens auf sich nehmen, wenn er mit seinem Werk nichts wollte, als dem Beschauer eine Lehre geben, die er geradesogut in ein paar mühelosen Sätzen aussprechen könnte, oder in ein paar Beispielen aus der Geschichte, oder mit einigen gut getroffenen Lichtbildern? O nein! Künstler sein heißt um den Ausdruck des verborgenen Lebens ringen, auf dass es, ausgesprochen, da sein könne. Sonst nichts. Aber wahrhaftig viel! Es ist ein Abbild des göttlichen Schaffens, von dem es heißt, dass es die Dinge gemacht hat, ut sint.“⁴

Ich danke Ihnen für Ihre Geduld!

Anmerkungen

- 1) Helmut Kasper zum Thema „Wissenschaft -Philosophie - Glaube“, in: Information 1/1986
- 2) Robert Leuenberger, „Theologische Reflexionen über die Kunst“, in: Zeitschrift für Theologie und Kirche, 81. Jg., 1984, S. 127 ff.
- 3) intelligibel (lat.): einsichtig; in der Philosophie das durch die Vernunft oder den Verstand allein Erkennbare gegenüber dem Sensiblen ...
- 4) R. Guardini, in: „Angefochtene Zuversicht“, S. 146 ff., Mainz 1985